

Komparatistik

Jahrbuch
der Deutschen Gesellschaft
für Allgemeine und Vergleichende
Literaturwissenschaft

2019



AISTHESIS VERLAG

AV

Komparatistik

Jahrbuch
der Deutschen Gesellschaft
für Allgemeine und Vergleichende
Literaturwissenschaft

2019

Herausgegeben im Auftrag des Vorstands
der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine
und Vergleichende Literaturwissenschaft
von Annette Simonis, Martin Sexl und Alexandra Müller

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1659-9
Print ISBN 978-3-8498-1726-8
E-Book ISBN 978-3-8498-1727-5
ISSN 1432-5306
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Martin Sexl (Innsbruck)

Interpretation als Erfahrung – Erfahrung als Interpretation

Vergleiche: *wissen* und *sagen*:

wieviele m hoch der Mont-Blanc ist –
wie das Wort „Spiel“ gebraucht wird –
wie eine Klarinette klingt.

Wer sich wundert, daß man etwas wissen könne, und nicht sagen, denkt vielleicht an einen Fall wie den ersten. Gewiß nicht an einen wie den dritten.

(Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 78)

Der folgende Beitrag widmet sich einem blinden Fleck in vielen Theorien literarischer Erfahrung – nämlich nichtprofessionellen Leser*innen – und versucht zu zeigen, dass diese Blindheit nicht in der Ignoranz der Literaturwissenschaft, sondern in erkenntnistheoretischen und methodischen Problemen begründet ist, die wiederum mit dem Objektivitätsideal geisteswissenschaftlicher Forschung zusammenhängen, das die Auswahl der als untersuchbar angesehenen Gegenstände und die bei der Untersuchung angewandten Methoden determiniert.

Gleich vorweg zwei Prämissen und zwei Annahmen, die noch zu prüfen sein werden: Die erste Prämisse unterscheidet zwischen Profi- und Alltagsleser*innen, im Wissen, dass die Grenze dazwischen fließend ist und es Überschneidungen gibt: Die einen rücken literarische Texte stärker in die Erfahrung des bereits Gelesenen ein, die anderen tendenziell in lebensweltlich Erfahrenes; die einen hinterlassen Texte (in Literaturkritik und -wissenschaft z. B.), die anderen nicht; die einen haben meist mehr Leseerfahrung als die anderen und reflektieren ihre Interpretationen mehr als die anderen, weil sie ihre Lektüree Erfahrungen explizit machen müssen; die einen achten bewusst und stärker auf formale Eigenheiten von literarischen Texten, die anderen konzentrieren sich in der Regel auf deren Inhalte.

Die zweite Prämisse geht davon aus, dass es innerhalb der Literaturwissenschaften *textorientierte* (im Wesentlichen hermeneutische) und *leserorientierte* Rezeptions- bzw. Wirkungstheorien gibt. Zu den einen zählt etwa die Konstanzer Schule, zu den anderen beispielsweise die Empirische Literaturwissenschaft, die Kognitive Poetik oder unterschiedliche enaktivistische Zugänge. Der vorliegende Beitrag interessiert sich vor allem für die letzteren, unterscheidet aber dabei, so die Prämisse weiter, bewusst *nicht* zwischen wissenschaftlichen Untersuchungen, die sich als kognitionswissenschaftlich verstehen und in der Regel Theoriebildung in den Vordergrund rücken (auch wenn sie dezidiert eine empirische Ausrichtung anvisieren respektive versuchen), und jenen, die auf Ansätze aus der empirischen Sozialwissenschaft zurückgehen und die Empirie stärker betonen. Für den vorliegenden Beitrag scheinen mir die Unterschiede dazwischen nicht ausschlaggebend zu sein.

Wer Erfahrungen von Alltagsleser*innen beim Lesen literarischer Texte untersucht, muss, so die erste Annahme, mit der Tatsache zurechtkommen, dass sie zu einem wesentlichen Teil implizit sind, d. h. aus einem nicht artikulierten oder gar nicht artikulierbaren *tacit knowledge* im Sinne Michael Polanyis bestehen. Stumm ist dieses Wissen nicht deshalb, weil es affektgeladen ist oder unbewusst wäre, sondern in erster Linie aufgrund der Tatsache, dass Lesende, damit sie überhaupt etwas interpretierend erfahren können, etwas anderes unterschwellig wahrnehmen müssen, das in der Erfahrung nicht fokussiert wird bzw. werden darf. Da auch die Wissenschaft selbst, und das wäre die zweite Annahme, ein erfahrungsgeliteter Prozess ist, der vom Knowhow der Wissenschaftler*innen abhängig ist, sind auch das Zustandekommen von Forschungsergebnissen und die kontextuellen Bedingungen davon niemals gänzlich explizierbar.

Teil des Problems, und das betrifft natürlich auch die vorliegenden Ausführungen, ist die verfügbare Terminologie, die seit der Autonomisierung des künstlerischen und literarischen Feldes häufig dichotom, kontrastiv oder gar ausschließend verfasst ist. Dann ist die Rede von ästhetischer *oder* nicht-ästhetischer Erfahrung, von positiver *oder* negativer Affizierung, von Affirmation *oder* Negation, von *sensation oder meaning*, von Empfindung *oder* Bedeutung, von Ereignis *oder* Struktur, von Erfahrung *oder* Interpretation u. Ä. m. Die Wirklichkeit des Lesens ist natürlich komplizierter¹ und kann doch nur in jenen kontrastierenden Termini erfasst werden, die auch an dieser Stelle verwendet werden (müssen). Anders gefasst: Man muss sich bewusst sein, dass theoretische Konzepte nicht Merkmale des Wirklichen, sondern letztlich kontingente Möglichkeiten der Wahrnehmung darstellen, die das Wirkliche strukturieren und dadurch verständlich machen.

Viele Theorien literarischer Erfahrung sprechen von ästhetischer Erfahrung, was Bedeutungen aufruft, die mit Sinneswahrnehmungen zu tun haben, die allerdings beim (stillen) Lesen nicht im Vordergrund stehen, auch wenn das Erleben der dabei imaginierten Vorstellungswelt Qualitäten sinnlicher Wahrnehmung aufweist.² Auch *künstlerische* Erfahrung ist als Begriff im vorliegenden Zusammenhang missverständlich, weil er die Rezeptionsweisen von bildender Kunst, von darstellender Kunst, von Musik und von Literatur zusammenspannt. Daher wird in der Folge von *literarischer* Erfahrung die Rede sein, wenn es darum geht, was Alltagsleser*innen wahrnehmen, erleben, erfahren, erkennen und lernen, wenn sie Literatur lesen.

1 So kann, dies nur als Beispiel, kein Mitleid beim Lesen empfunden werden, wenn die Bedeutung des Geschilderten nicht verstanden wird (Hösl, Vittorio. *Kritik der verstehenden Vernunft. Eine Grundlegung der Geisteswissenschaften*. München: C. H. Beck, 2018. S. 168). Ebenso muss verstanden werden, was literarisches Lesen bedeutet.

2 Und das stille Lesen scheint auch heute noch die dominante Form der Literaturrezeption zu sein, selbst wenn viele zunehmend Hörbücher konsumieren (Moser, Sibylle. „Intermedialität und synästhetisches Textverstehen im Kontext der Embodied Cognition“. *Schlüsselkonzepte und Anwendungen der Kognitiven Literaturwissenschaft*. Hg. Roman Mikuláš/Sophia Wege. Münster: mentis, 2016. S. 55-79 (= Poetogenesis. Studien und Texte zur empirischen Anthropologie der Literatur 11). S. 56).

Wer über literarische Erfahrung schreibt, geht meist von einer Differenz zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten aus (die der Einfachheit halber hier mit den Begriffen *Literatur* und *Gebrauchstexte* bezeichnet werden sollen). Dem wird hier trotz aller Gefahren dieser Grenzziehung gefolgt, weil es konkrete Kontexte des Lesens widerspiegelt: In Schulen, Verlagen, Buchhandlungen oder akademischen Kontexten begegnet Leser*innen Geschriebenes meistens aufgeteilt in diese beiden Kategorien. Die Erfahrungen, die mit diesen beiden Textsorten gemacht werden, und die Anschlusskommunikationen sind dann ebenfalls unterschiedlich. Literatur wird in der Regel als fiktional und mehrdeutig wahrgenommen, und Leser*innen lernen im Laufe ihrer literarischen Sozialisation, auf Fiktionalität und Polyvalenz adäquat zu reagieren. Literarische Erfahrungen werden auch an Gebrauchstexten gemacht, die als Literatur *erscheinen*, wie etwa an der Gebrauchsanweisung einer Waschmaschine, die als Gedicht unter dem Namen eines bekannten Autors in einer Lyrik-Anthologie bei Suhrkamp publiziert wird. Literarisch lesen heißt nun z. B., dass nach der Intention des Autors gefragt oder Unmut über den Verlag geäußert wird, der ‚so etwas‘ zum Abdruck bringt. Beim identen Text, der der Waschmaschine beiliegt, passiert dies wohl nicht. D. h., es geht nicht alleine um die Eigenschaften von Texten, sondern auch um ihre Stellung in einem System von Kunst und Nicht-Kunst. Vereinfacht formuliert könnte man sagen, dass literarische Texte fiktional sind (und man an ihnen literarische Erfahrungen macht), aber nicht immer aufgrund bestimmter textimmanenter Merkmale.

Gebrauchstexte werden ‚einfach‘ benutzt (z. B. als Informationsquelle), literarische Erfahrungen zu machen hingegen bedeutet u. a., dass Literatur auch Metakommunikation hervorruft, etwa um Polyvalenz zu erzeugen oder auch zu minimieren. Was in dieser Kommunikation häufig ausgeschlossen wird, ist die Frage, warum die besagte Gebrauchsanweisung im belletristischen Programm des hochgeachteten Suhrkamp-Verlages zu finden ist. Die Antwort darauf muss sich den Kontexten von Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur widmen, d. h. den vielfältigen Bedingungen, unter denen literarische Erfahrungen gemacht werden.

Man darf nur zwei Dinge dabei nicht vergessen: Erstens lesen sehr viele Menschen gar keine literarischen Texte, zweitens lesen Alltagsleser*innen (zumindest statistisch gesehen) vergleichsweise selten eigenartige Gedichte (sondern vielmehr das, was man gemeinhin als Unterhaltungsliteratur bezeichnet) und geben über ihre Lektüren auch nicht unbedingt Auskunft, hat sich doch mit der Autonomisierung des literarischen Feldes zunehmend das stille, individuelle Lesen durchgesetzt. Wenn man also wissen möchte, welche Erfahrungen diese mit literarischen Texten machen, dann muss man sie zum Reden bringen – im Wissen, sich damit ein ‚Übersetzungsproblem‘ einzuhandeln bzw. jene Erfahrungen erst zu generieren, die man eigentlich wissenschaftlich (d. h. möglichst neutral und objektiv) untersuchen möchte.

Zur Bestimmung literarischer Erfahrung

Erfahrung ist eine nichtbegriffliche Anschauung, ein verkörpertes (d.h. an Personen gebundenes und mit Sinneswahrnehmungen verknüpftes) Wissen, ein interpretierendes, bedeutungsvolles und erkennendes Handeln, ein Know-how – d. h. eine Fähigkeit, in lebensweltlichen Situationen und sozialen Zusammenhängen zu handeln –, das sich aus all dem speist, was man bereits erlebt und erfahren und sich als erfolgreich herausgestellt hat. Erfahrungen sind also immer auch ästhetisch im buchstäblichen Sinne und gehen über einfaches Erleben insofern hinaus, dass sie aus bereits interpretierten *sensations* bestehen (also *meaningful* sind), ohne notwendigerweise Prozesse der Versprachlichung zu inkludieren – es gibt auch vorsprachliches Denken³ –, auch wenn Sprache ein hilfreiches Instrument zur Ausdehnung von Erfahrung darstellt. Erfahrung ist zwar personengebunden, aber nicht deckungsgleich mit personalem Wissen, denn personales Wissen ist im Gegensatz zu Erfahrungswissen individuell und kann auch aus ‚erfahrungsungebundenen‘ Propositionen bestehen („Ich weiß, dass der Mont Blanc 4.807m hoch ist“), während Erfahrungen „wholly or partly non-propositional in nature“⁴ sind.

Erfahrung ist zwar an Personen gebunden, aber doch etwas Soziales und sozial verfügbar, weil sie sich in kollektiven Zusammenhängen und mit Hilfe von Kommunikation entwickelt. Anders formuliert: Unter der Anleitung von erfahrenen Personen üben alle an bestimmten Kontexten Beteiligten ähnliches (sprachliches und nichtsprachliches) Verhalten ein. Weiterentwickelt werden Erfahrungen durch *trial and error*, Erfolg und Misserfolg, Belohnungen und Sanktionen sowie Verhaltensabstimmung und Kommunikation, die von einfachen Hinweisen bis zu komplexen Schilderungen von erfahrenen Situationen reicht. Bei Erfahrungshandeln gibt es kein einfaches Gelingen oder Misslingen, sondern einen stufenlosen Prozess, der bis zu Könner- oder gar Meisterschaft führen kann. Sprachliches und literarisches Handeln ist dabei keine Ausnahme: So lernt man in sozialen Kontexten – und dies im Laufe der individuellen Entwicklung in der Regel ‚immer besser‘ –, wie man mit Sprache und mit literarischen Texten produzierend, vermittelnd und rezipierend umgeht.

Teile unserer Erfahrung sind Michael Polanyi zufolge immer und notwendigerweise implizit, weil ein unterschwellig Erfahrenes (etwa: Nervenreize in den Fingern beim Klarinettenspiel) – Polanyi spricht vom proximalen Term, der

3 Höhle. Kritik der verstehenden Vernunft (wie Anm. 1). S. 75.

4 Stockwell, Peter. „Cognitive Poetics and Literary Theory“. *Journal of Literary Theory* 1,1 (2007): S. 135-152, S. 139. Der Erfahrungsbegriff wird für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung vergleichsweise eng gefasst, weil Erfahrung als handlungsorientiertes Wissen verstanden wird, wodurch basale Emotionen ausgeschlossen werden (die in vielen Theorien als Erfahrung gelten). Erfahrungen gehen häufig mit Propositionen einher und umgekehrt. So ist die Aussage eines *erfahrenen* Bergsteigers über die Höhe des Mont Blanc in der Regel erfahrungsgesättigt und (was etwa die Vorbereitung einer Besteigung betrifft) handlungsanleitend, für den Studenten der Meteorologie, der die Maßzahl für eine Prüfung auswendig lernt, muss dies keineswegs der Fall sein.

subsidiary aware ist – die Grundlage für das explizit Gekonnte (das Klarinettenspiel selbst) – den distalen Term – darstellt, auf das sich die Aufmerksamkeit richtet, dem also die *focal awareness* gilt. Ein einfaches Experiment zeigt rasch, dass das unterschwellig Erlebte ohne nachzudenken in bedeutungsvolle Erfahrungen ‚übersetzt‘ wird: Wer bei geschlossenen Augen mit einem Stock Oberflächen von Körpern berührt, empfindet die unterschiedliche Beschaffenheit dieser Oberflächen (distaler Term), auch wenn genau genommen die Empfindung in der Handfläche (proximaler Term) verortet ist.⁵ D. h., erst durch Interpretation – die aber nicht bewusst abläuft und deren Erklärung, wenn sie denn überhaupt möglich ist, beim Tun nicht nur nicht hilfreich, sondern häufig sogar kontraproduktiv wäre – werden bedeutungslose Empfindungen (von Nervenreizen) in bedeutungsvolle (von Oberflächenbeschaffenheiten) übersetzt, d. h. in ein *Gefühl* an der Spitze des Stockes, das nicht einfach ein Gefühl, sondern ein Gefühl *für* (ein *Gespür*) ist. Vom proximalen Term haben Personen ein Wissen, das sie nicht in Worte fassen können.

Literarisches Lesen ist ebenfalls ein Prozess, der in Teilen implizit ist. Die literarische Erfahrung ist nicht vollständig explizierbar, weil sie *sensations* mitumfasst. In der literarischen Erfahrung sind Prozesse der Kognition (*meaning, decoding*, Bedeutung, Verstehen, Interpretation, Geist etc.) und Erfahrung (*sensation, doing*, Empfindung, Vorstellung, Gefühle, Körper etc.) unauflöslich miteinander verknüpft: Man interpretiert unterschwellig das Erfahrene und erfährt unterschwellig das Interpretierte. Auch wenn man solche Erfahrungen im Grunde auch an Gebrauchstexten (z. B. an einem mitreißenden Reisebericht) machen kann, so wird Literatur doch in einer Art und Weise präsentiert, die Erfahrungsprozesse (und das heißt in dem Falle: die Seite der *sensation*) in der Regel fördert. Und dies dürfte – da sind sich die Spieltheoretiker*innen⁶ mit den aus der Evolutionsbiologie kommenden Kognitionswissenschaftler*innen⁷ und Freudianisch geprägten Psychoanalytiker*innen⁸ einig – mit der Fiktionalität von Literatur zusammenhängen⁹, die es uns zu erlauben scheint, Erfahrungen

5 Polanyi, Michael. *Knowing and Being*. London: Routledge & Kegan, 1969. S. 148.

6 Vgl. Sonderegger, Ruth. *Für eine Ästhetik des Spiels. Hermeneutik, Dekonstruktion und der Eigensinn der Kunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000; vgl. auch die Beiträge in Anz, Thomas/Heinrich Kaulen (Hg.). *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte*. Berlin/New York: De Gruyter, 2009. In literaturwissenschaftlichen Kontexten ist mit Spiel eher eine kreative Tätigkeit (*play*) gemeint – die, emphatisch gesprochen, mit Freiheit zu tun hat – denn eine regelbefolgende Praxis (*game*).

7 Vgl. etwa Mellmann, Katja. „Das ‚Spielgesicht‘ als poetisches Verfahren. Elemente einer verhaltensbasierten Fiktionalitätstheorie“. *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte*. Hg. Anz, Thomas/Heinrich Kaulen. Berlin/New York: De Gruyter, 2009. S. 57-78; vgl. Wege, Sophia. *Wahrnehmung, Wiederholung, Vertikalität. Zur Theorie und Praxis der Kognitiven Literaturwissenschaft*. Bielefeld: Aisthesis, 2013.

8 Winnicott, Donald. *Playing and Reality*. New York: Routledge, 1982.

9 Die jedoch, wie schon am Beispiel der Gebrauchsanweisung angedeutet, nicht notwendigerweise in textimmanenten Merkmalen verankert sein muss und ihrerseits so

in einem geschützten Raum subjektivierend machen zu dürfen und dies auch kommunikativ zu reflektieren (d. h., Interpretationen explizit zu machen) sowie urteilend zu kommentieren (d. h., Interpretationen wertend zu vergleichen). Zum Spiel der Fiktionalität gehört wesentlich dazu, sich auf die Sprache selbst konzentrieren zu dürfen und Polyvalenz wertzuschätzen. Am Beispiel formuliert: Wer eine Gebrauchsanweisung als Literatur liest, kann sich an jenen Übersetzungsfehlern, die im Gebrauchskontext verständniserschwerend sind, erfreuen und sie interpretierend produktiv machen.

Die spieltheoretische Argumentation sieht in kognitionswissenschaftlichen Begriffen folgendermaßen aus: Weil höhere Säugetiere unfertig auf die Welt kommen, müssen die für ein Überleben nötigen „Programme“ – etwa körperliche Geschicklichkeit oder Emotionen – „in Situationen der Sicherheit“¹⁰ ausgelöst werden. Nachahmung spielt dabei eine wesentliche Rolle. Auch Kultur, zu deren Einübung literarisches Lesen eine wesentliche Rolle spielt, ist ein

sozial verbindliches Programm [...] der semantischen Kombination bzw. Relationierung von Kategorien und Differenzierungen, ihrer affektiven Gewichtung und moralischen Besetzung, das Differenzierungen gezielt, also entsprechend gesellschaftlichen Sinnerwartungen, miteinander verbindet und die jeweiligen Verbindungen nach ihrer gefühlsmäßigen und moralischen Seite auszeichnet¹¹

– *meaning* und *sensation* gehen hier also zusammen. Im Laufe der Entwicklung der modernen Gesellschaft mussten Kulturprogramme komplexer werden, d. h. Medien des indirekten Kontaktes entfalten, die Dauer und Reichweite garantieren. Das wirkt wieder zurück auf die Komplexität von Gesellschaft,

[d]enn je stärker Gesellschaften durch die Entwicklung von Mediensystemen den Grad ihrer Beobachtbarkeit erhöhen, desto drängender wird die Frage nach der Funktionsfähigkeit und Bindekraft von Kulturprogrammen.¹²

Literatur ist ein solches Medium des indirekten Kontakts, dessen Fiktionalität eine Programmauslösung in sicherem Rahmen ermöglicht und somit erlaubt, Sprach- und damit Medienkompetenz sowie Welterfahrungswissen zu schulen.

Ob Spiel und Nachahmung nun genetisch verankert sind, Lustgewinn versprechen oder gleichsam verordnet werden müssen (wie in der Schule), kann hier nicht weiter verfolgt werden. Erwachsenen Alltagsleser*innen muss wohl, so ist zumindest zu vermuten, einiges an Lustgewinn versprochen werden, damit

etwas wie eine Autonomie des literarischen Feldes voraussetzt, ohne die heteronome Lektüren – d. h. Lektüren, die auf die Lebenswelt bezogen werden – gar nicht möglich wären.

10 Mellmann. Spielgesicht (wie Anm. 7). S. 59.

11 Schmidt, Siegfried J. „Medienkulturwissenschaft“. *Konzepte der Kulturwissenschaften*. Hg. Ansgar Nünning/Vera Nünning. Stuttgart: Metzler, 2003. S. 351-369, S. 358.

12 Schmidt, Siegfried J. *Konstruktivismus auf dem Wege*. Hamburg: Shoebox House, 2017. S. 104.

sie sich auf das Spiel einlassen. Dieser Lustgewinn kann durch den Kontext (etwa die Bewerbung eines bestimmten Buches) mit beeinflusst, als Distinktionsgewinn erlebt (wenn einem das Buch zwar nicht gefällt, aber man durch seine Lektüre zeigen kann, dass man ‚dazugehört‘) oder auch als problematisch (weil als kulturindustriell gesteuert) angesehen werden – oder alles zusammen.

Der Zweck des Lesens kann in dieser Perspektive als Erfahrungszuwachs gesehen werden. Da das Lesen keine sensomotorische Tätigkeit ist, wie etwa das Klarinettenspiel, sondern in der kognitiven Verarbeitung von bedeutungsvollen Zeichen besteht, stellt sich die Frage, welche Erfahrung hier überhaupt gemeint sein kann. Es ist im Wesentlichen die Erfahrung der Sprache selbst (in dessen Verwendung man spielerisch eingeübt wird) und die Erfahrung, dasjenige in Sprache bringen und damit reflexiv und kommunikativ für einen selbst und für andere zugänglich machen zu können, was man schon erlebt hat und was einem widerfahren ist. Ein literarischer Text kann, die zweite Form von Erfahrung betreffend, als eine Art Metapher oder Analogie dienen, durch die subjektive Erlebnisse Zeichencharakter annehmen und damit zur Erfahrung und kollektiv verhandelbar werden. Am Beispiel formuliert: Beim Lesen der Erfahrungen, die Emma Bovary in *Madame Bovary* erlebt¹³ (das wäre der distale Term bzw. die eine Seite der metaphorischen Relation, und zwar die, die explizit und bekannt ist), können Leser*innen ihre eigenen Erlebnisse in Liebesbeziehungen (das wäre der proximale Term bzw. die andere Seite der metaphorischen Relation) deuten und erfahren. Erlebnisse widerfahren einem, sind aber ohne Lektüre nicht benennbar und erzählbar, weil sie (noch) implizit und sprachlos sind. Der distale Term (Lektüre) liefert eine Deutungsfolie, mit der sie versprachlicht werden können. Das erlaubt es in der Folge, diese zu interpretieren und darüber nachzudenken und zu sprechen, was wiederum dazu führt, dass man etwas als bedeutungsvoll erfährt und Erfahrungsbereiche zunehmend ausdehnen und erweitern kann, weil Literatur nicht nur eine Versprachlichung von erlebten und vorsprachlich interpretierten Wirklichkeiten darstellt, sondern auch eine Erweiterung von Möglichkeiten¹⁴, zu der im Übrigen auch die Kommunikation über Literatur gehört. Eine Erweiterung von Erfahrungsmöglichkeiten kann deshalb gelingen, weil die genannte metaphorische Beziehung, die sich in der Literatur häufig in der Metaphorizität der Sprache selbst widerspiegelt, es erlaubt, Erfahrung, die (noch) nicht mit einem eigenen Erleben verknüpft sind, als Erfahrung nachvollziehen zu können: Wer nicht weiß, wie eine Klarinette klingt und nicht die Möglichkeit hat, einem Klarinettenspiel zuzuhören, dem nützen Informationen und Erklärungen über Tonhöhen und Frequenzen wenig. Ein wenig mehr hilft eine Sprache, die mit Metaphern, Vergleichen und Analogien arbeitet: „Eine Klarinette klingt so ähnlich wie ...“; „eine Klarinette hat einen näselnden Ton ...“

13 Im Roman sind das im Übrigen ganz wesentlich durch die Lektüre literarischer Texte ausgelöst, beeinflusst und gebildete Erfahrungen.

14 Vgl. Händler, Ernst-Wilhelm. *Versuch über den Roman als Erkenntnisinstrument*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2014; vgl. Rorty, Richard. „Der Roman als Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit.“ *Dimensionen ästhetischer Erfahrung*. Hg. Joachim Küpper/Christoph Menke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2016. S. 49-66.

etc. Dies setzt voraus, dass das Lesen und somit das Verstehen von literarischen Texten geübt wird wie das Erlernen eines Musikinstruments. Und zu diesem Üben gehört auch die durch Institutionen gerahmte Einübung in bestimmte Handlungsrollen (Interpretieren, Bewerten, Urteilen etc.).

Etwas in der Lektüre erfahren heißt also, wie Marco Caracciolo zeigt¹⁵, etwas tun, etwas herstellen. Literarische Texte sind also nicht einfach (mentale) Repräsentationen von Erfahrung – nämlich der Erfahrung von Protagonist*innen eines Textes oder auch, was theoretisch nicht einfach zu fassen ist, der Erzählinstanz –, sondern handlungsauslösende Impulse, die Leser*innen das Generieren von Erfahrungen erlauben, die natürlich nicht nur vom Text, sondern auch vom Kontext und vom Hintergrund der Leser*innen abhängig sind.¹⁶ Erfahren ist grundsätzlich eine Interpretation von Welt und eine Bewältigung von Wirklichkeit, und Lesen ist so gesehen die Bewältigung einer vermittelten und sowohl vorgestellten wie vorstellbaren Wirklichkeit, die von jemandem (Erzählinstanz, Protagonist*innen) vorgeformt und präfiguriert wurde. „Vermittelt“ bedeutet vor allem, dass eine Erzählung nicht die Erfahrungen der Protagonist*innen oder der Erzählinstanz repräsentiert (und auch nicht repräsentieren kann), sondern „an *event* in which a person (e.g., a fictional character) undergoes an experience“.¹⁷ Jemand hat also für Leser*innen mentale Simulationen, also eine

15 Caracciolo, Marco. *The Experientiality of Narrative. An Enactivist Approach*. Berlin/Boston: De Gruyter 2014 (= Narratologia. Contributions to Narrative Theory 43).

16 Das Machen von Erfahrungen beim Lesen ist, so Marco Caracciolo, deshalb möglich, weil es zwischen „everyday experience and story-driven experience“ eine „structural resemblance“ gibt (Caracciolo. *Experientiality of Narrative* (wie Anm. 15). S. 72). Diese strukturelle Ähnlichkeit ergibt sich aus der Tatsache, dass auch die alltägliche Erfahrung, wie schon festgehalten, immer ein interpretierendes Handeln ist, die etwas als bedeutungsvoll wahrnimmt. Etwas als bedeutsam erleben setzt notwendigerweise voraus, Zeichen verstehen zu können und zu verstehen.

17 Caracciolo. *Experientiality of Narrative* (wie Anm. 15). S. 30. Es gibt also einen entscheidenden Unterschied zwischen Erfahrungen sowie jenen Ereignissen, Handlungen und Objekten, die diese auslösen. Erfahrungen selbst können von einem semiotischen Objekt wie einem literarischen Text im Gegensatz zu erfahrungsauslösenden Ereignissen, Handlungen und Objekten schlechterdings nicht ‚repräsentiert‘ werden (vgl. ebd. 31). Wir können, noch einmal anders und vereinfacht formuliert, beim Lesen nicht in den Kopf der Protagonist*innen schauen, sondern müssen uns darauf verlassen, was diese uns ‚zu verstehen geben‘. Da dies allerdings auch für die Alltagswirklichkeit gilt – die Erfahrung anderer Menschen ist uns auch nur über die Beobachtung ihres Verhaltens (dessen Bedeutung wir dekodieren müssen) bzw. über deren Aussagen, also wiederum über semiotische Objekte, zugänglich, nicht aber in der Qualität unmittelbaren Erlebens – macht es Sinn, eine Ähnlichkeit (und dadurch Vergleichbarkeit) von Alltagserfahrungen mit literarischen Erfahrungen anzunehmen.

Das Lesen literarischer Texte (und damit die literarische Erfahrung) kann dem Beobachten von Praktiken, sprachlichen wie nicht-sprachlichen, anderer Menschen sogar etwas Entscheidendes voraushaben: Die Erzählinstanz kann, etwa durch die erlebte Rede, dafür sorgen, dass wir *metaphorisch* gesprochen in die Köpfe der Protagonist*innen hineinkriechen können und dabei gleichsam miterleben, was

Art Modell bzw. ein Simulakrum, gebaut, die zu erleben und durch die ‚hindurchzugehen‘ ist, um eine Erfahrung machen zu können.¹⁸

Trotz ihrer Möglichkeiten der Versprachlichung (und damit Erweiterung) von vorsprachlich Erlebtem ist die literarische Erfahrung selbst in Teilen implizit, denn jede mentale Aktivität besteht im Vollzug einer Handlung, die einen Körper voraussetzt. Geist ist also immer ein *embodied mind*.¹⁹ Embodiment kann grundsätzlich einmal beschrieben werden als „*the observed or observable physical behavior of a human (or other) body situated in an environment and contextualized by social interaction with other social agents*“²⁰, wobei, wie auch Cesaratto klarstellt, Embodiment erstens weit komplexer ist und zweitens, und dies ist der entscheidende Punkt, Prozesse beinhaltet, die nicht beobachtbar sind:

The reader's own embodiment affects how she experiences the narrative, and it guides her interpretation of (social) interaction with the text. This is primarily a *subconscious* effect – after all, how much attention do we normally pay to our bodies as we go about our daily business?²¹

Der Beobachtung und Untersuchung von ganz konkreten Leseprozessen sind also enge Grenzen gesetzt, denn das, was beim Lesen passiert, drückt sich nicht in wahrnehmbaren Handlungen aus, sondern muss artikuliert werden. Zwischen

diese erleben. Auch wenn die solchermaßen ausgelöste Erfahrung etwas Imaginiertes sein mag, so kann ihr Erleben doch ‚echt‘ sein oder sich zumindest so anfühlen.

- 18 Dass auch die meisten Vertreter*innen des Enaktivismus bzw. der Embodied Cognitive Science (die beiden Begriffe bedeuten Vergleichbares und haben innerhalb der kognitiven Literaturwissenschaft dualistische bzw. computationalistische Zugänge inzwischen weitgehend abgelöst) weiterhin und entgegen vieler Beteuerungen das Modell/Simulakrum untersuchen und nicht die Prozesse des *Erlebens und Erfahrens von* Modellen/Simulakren – wie es geboten wäre, wird doch Kognition im Enaktivismus als Produkt von Interaktion verstanden –, wird weiter unten noch einmal zur Sprache kommen.
- 19 Zerweck, Bruno. „Der *cognitive turn* in der Erzähltheorie: Kognitive und ‚natürliche‘ Narratologie“. *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Hg. Ansgar Nünning/Vera Nünning. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2002. S. 219-242, S. 227.
- 20 Cesaratto, Roswitha Rust. „Reader, Embodiment, and Narrative: Shared Literary Reading Experiences“. *Schlüsselkonzepte und Anwendungen der Kognitiven Literaturwissenschaft*. Hg. Roman Mikuláš/Sophia Wege. Münster: mentis, 2016. S. 101-120 (= Poetogenesis. Studien und Texte zur empirischen Anthropologie der Literatur 11), S. 102 (Hervorh. im Original).
- 21 Ebd. 103 (Hervorh. vom Verfasser). Trotz der drohenden Begriffsverwirrung (die auch mit Übersetzungsunschärfen zu tun haben, wenn man vom Englischen ins Deutsche wechselt oder umgekehrt) soll an dieser Stelle zwischen dem Unterbewussten (*subconscious*) und dem Unbewussten (*unconscious*) unterschieden werden. Unterbewusste Erfahrungen sind nicht einfach unbewusst, sondern unterschwellig (*subsidiary*) bewusst. Die unterschwellig wahrgenommenen Nervenreize in der Handfläche beim Berühren einer Oberfläche mit einem Stock sind nicht unbewusst im Freud'schen Sinne, wir nehmen sie vielmehr, um noch einmal an Polanyi anzuschließen, unterbewusst wahr.

Aussage und Ausgesagtem existiert allerdings ein unüberbrückbarer Graben, denn das eine folgt der Zeichenordnung der Verbalsprache, das andere besteht aus bildhaften Vorstellungen, somatischen Prozessen, Gefühlen, Affekten, ungeordneten Gedanken, lückenhaften Erinnerungsbildern, schambesetzten Träumen, Traumata o. Ä. m. Zudem bleibt die literarische Erfahrung in Teilen auch deshalb implizit, weil der Kontext, durch den das lesende und erfahrende Subjekt determiniert wird, in Teilen unbestimmbar ist, d. h. in methodischer Hinsicht nicht restlos aufgeschlossen werden kann.²² Die Komplexität des Erfahrenen übersteigt die Möglichkeiten seiner sprachlichen Explikation, denn Leser*innen befinden sich in ganz unterschiedlichen und vielfältigen (Erfahrungs-)Zusammenhängen, und es ist unmöglich, ihre artikulierten Erfahrungen allein auf die Textlektüre zurückzuführen. Lesende lesen ja nicht nur zu einem gegebenen Moment einen literarischen Text, sondern haben schon sehr vieles erlebt und gelesen, gehen ins Kino, lesen Zeitungen, gehen mit ihrem Hund spazieren, reden mit Verwandten, spielen mit ihren kleinen Kindern usw. – und dies in je unterschiedlicher Weise. Demnach ist auch nicht der literarische Text singulär, sondern dessen Erfahrung, die ja immer die Erfahrung *für* ein Subjekt ist. „The singularity of a literary text lies not in its exclusiveness nor even uniqueness, but in the sense of a reader that the experience is not quite like anything else.“²³ Singularität als etwas Unvergleichbares *ereignet sich im Moment* des Lesens *für* eine individuelle Person.

Nicht der literarische Text ist also das singuläre Ereignis, sondern eine spezifische, individuelle und unwiederholbare Lektüre.²⁴ Man könnte das, was in dieser einen Lektüre an *neuer* Erfahrung durch Ausdehnung und Interpretation der bereits bestehenden gemacht wird, konzeptuell fassen als Supplement im Sinne Derridas, das *im Moment* der Lektüre nicht in der Struktur aufgeht und durch Interpretation, sei sie reflektiert oder nicht, zur Erfahrung gerinnt, die immer wieder neu irritiert werden kann. Man könnte es daher auch als Verfremdung im Sinne Viktor Šklovskijs oder Bertolt Brechts perspektivieren, wobei sich die Verfremdung immer an dem misst, was individuelle Leser*innen als fremd empfinden und wahrnehmen: Erfahrung ist immer die Erfahrung eines Subjekts, und was für die einen neu ist, ist für andere bekannt.

Das Neue ist für viele Literaturwissenschaftler*innen ein Qualitätsmerkmal von Literatur. Man darf aber nicht vergessen, dass bestätigende Lektüren ebenfalls Lektüren sind, die Erfahrung kommunizierbar machen, und dass die

22 Dass die Leser*erfahrung auch ein Konstrukt des untersuchenden Wissenschaftlers bzw. der untersuchenden Wissenschaftlerin ist, wird noch zu zeigen sein. (Damit ist im Übrigen nicht einfach und im Sinne der Jauß'schen Rezeptionsästhetik gemeint, dass auch Wissenschaftler*innen zuerst einmal immer Leser*innen sind bzw. vieles in der rezeptionsorientierten literaturwissenschaftlichen Forschung durch Introspektion entdeckt, entwickelt und plausibilisiert wird.)

23 Stockwell. *Cognitive Poetics and Literary Theory* (wie Anm. 4). S. 144.

24 Vgl. Sexl, Martin. „Lektüreereignisse. Lesen als ästhetische Erfahrung“. *Text als Ereignis. Programme – Praktiken – Wirkungen*. Winfried Eckel/Uwe Lindemann. Berlin/Boston: De Gruyter, 2017. S. 359-373 (= spectrum Literaturwissenschaft / spectrum Literature 57).

Versprachlichung des Bestehenden die notwendige Voraussetzung dafür ist, dass etwas reflektiert, kollektiv verhandelt und erweitert werden kann. Vereinfacht formuliert: Wo es keine identifikatorische Affirmation gibt, verpufft Verfremdung wirkungslos und bleibt eine Irritation, die nicht integriert werden kann in das Gewusste, also nicht zur Erfahrung wird. Damit es wirksam werden kann, „bedarf das Ereignis [...] der Repräsentation im Bestehenden“²⁵, muss also in einer Struktur erfahren werden.

Die Verfremdung bzw. das Leseereignis können in der Folge eine Einsicht bewirken in die Geschichtlichkeit und Kontingenz der eigenen Situation. D. h., man bekommt ein Bewusstsein dafür, dass es auch ganz anders sein könnte, sowie die Möglichkeit, sich dieses ganz Andere vorzustellen und es zu kommunizieren. Der Text selbst funktioniert dabei wie eine Geste²⁶, die auf etwas verweist und etwas *zeigt*, aber selbst nichts *sagt* – wie ein Blindenstock, mit dem Dinge in der Distanz erreichbar, erfahrbar und interpretierbar werden, aber, wie schon gesagt, als Erfahrung eines Subjekts, das Empfindungen an der Spitze des Stocks bewusst wahrnimmt und nicht die unterschwellig empfundenen Nervenreize in der Handfläche. Zentral (wenn auch als Bedingung unabdingbar) ist also nicht das Verstehen des Textes, sondern des eigenen Erlebens und der eigenen Erfahrung *durch* den Text.

Kann man lebensweltlich Bedeutsames, der oben geschilderten Art und Weise vergleichbar, nur an literarischen Texten, nicht aber an Gebrauchsliteratur oder in der Alltagskommunikation erfahren? Können nur literarische Texte als Geste bzw. Metapher und Analogie funktionieren? Diese Fragen sind nicht eindeutig und nicht ohne die Berücksichtigung von Einzelfällen beantwortbar, denn auch lebensweltliche Erzählungen, eine Gesprächstherapie oder der Rat von Freunden können dazu dienen, Erfahrungen zu versprachlichen, zu reflektieren, zu erweitern oder zu korrigieren. Aber literarische Texte habe einige entscheidenden Vorteile, von denen der wichtigste bereits genannt wurde: ihre Fiktionalität, die Erfahrungen im geschützten Raum erlaubt und jene metaphorische Relation aufspannt, die einen proximalen in einen distalen Term ‚übersetzt‘. (Wie jeder Übersetzungsprozess ist auch das ein Konstruktionsprozess, d. h., Literatur generiert Erfahrungen.) Ein anderer liegt in der nötigen Komplexität literarischer Texte, die der Komplexität von Erfahrungen gerecht zu werden imstande ist; ein weiterer in der Verwendung poetischer Stilmittel²⁷, was literarische Texte

25 Hunter, Leonie. „Nach dem Ereignis. Versuch einer Verhältnisbestimmung von Ästhetik und politischer Theorie“. *Deutsche Gesellschaft für Ästhetik e.V.* http://www.dgae.de/wp-content/uploads/2017/06/Hunter_Nach-dem-Ereignis.pdf, 2017. S. 1-8, S. 2.

26 Vgl. Sexl, Martin. *Literatur und Erfahrung. Ästhetische Erfahrung als Reflexionsinstanz von Alltags- und Berufswissen*. Innsbruck: Studia Universitätsverlag, 2003. S. 165-169; vgl. Butler, Judith. *Wenn die Geste zum Ereignis wird*. Wien: Turia + Kant, 2019.

27 Bestimmte poetische Mittel (Spannung, erlebte Rede, Emphase, Hyperbel etc.) können in der Lektüre dazu führen, dass wir nicht nur etwas über (durch Sprache vermittelten) Erfahrungen von Protagonist*innen lesen können, sondern diese sozusagen nacherleben.

allerdings mit Gebrauchstexten (z. B. Werbesprüchen) teilen können; ein vierter in der Darstellung paradigmatischer Situationen. Hinzugefügt sollte aber werden, dass das in unserer Gesellschaft verankerte Kunstsystem (und Literatur ist ein Teil davon) dazu führt, dass *alles*, was in ihm verortet ist, als bedeutsamer erlebt wird als Texte, Gegenstände und Vorgänge, die nicht als Kunst erlebt werden. Die dadurch ausgelöste Aufmerksamkeitssteigerung führt auch zu einer ‚erhöhten Übersetzungsaktivität‘. Die erwähnte Gebrauchsanweisung löst als Gedicht literarische Erfahrungen aus, weil Leser*innen gelernt haben, dass dies durch Gedichte geschieht.

Zur Geschichte literarischer Erfahrung

Die ‚Erfindungen‘ des Romans (eines sehr komplexen ‚Spiels‘), der ersten ausgefeilten literarischen Spieltheorie (nämlich jener von Friedrich Schiller), der Autonomie der Literatur, der Widersprüche, in die eine jede Ästhetik der Erfahrung gerät²⁸, bei Baumgarten²⁹ sowie etwas später auch der Wissenschaften modernen Zuschnitts fallen nicht zufällig in dieselbe Epoche der Kulturgeschichte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzt sich unter dem Einfluss von Kant, der die Affekte geradezu pathologisiert, die platonische Angst vor der *sensation* beim Lesen durch.³⁰ *Meaning* wird nun zunehmend der *sensation* vorgeordnet, während paradoxerweise in dieser Zeit auch der Erfahrungsbegriff stark gemacht wird, aber in einer gezähmten Lesart: Vor dem anscheinend ansteckenden Einfluss von Lektüren auf Leser*innen wird nun zunehmend gewarnt, die angeblich zu Erkenntnis führende Einfühlung wird betont. Das *movere* der aristotelischen Katharsis bzw. des Erhabenen des Pseudo-Longinus wird domestiziert und zu einem Lernprozess umgedeutet, dessen physische Seite allenfalls noch in Metaphern passiven Bewegtseins überdauert: Leser*innen bewegen sich nicht mehr, sondern *sind* bewegt.

Erst die Abkehr von der adornitischen Ästhetik ab den 1970er Jahren,³¹ die sich zeitgleich mit den Folgen von 1968 und dem Aufkommen der Performance-

28 Wie kann mit den Mitteln des Begriffs über Wahrnehmung gesprochen und wie kann Sinneserfahrung als Erkenntnis definiert werden?

29 Vgl. Gil, Thomas. *Der Begriff der ästhetischen Erfahrung*. Berlin: Berlin Verlag A. Spitz, 2000. S. 35ff.

30 Ein Grund für die Missachtung der *sensation* liegt Karin Littau zufolge darin, dass sie lange Zeit mit weiblichen Konnotationen einherging: „hermeneutics as the art of interpretation is complicit with the historical gendering of reason as male, whereas aesthetics as the theory of sense-perception is complicit with transports of passion historically gendered as female“ (Littau, Karin. *Theories of Reading. Books, Bodies, and Bibliomania*. Cambridge (UK): Polity Press, 2006. S. 155).

31 Susan Sontag war mit *Against Interpretation* der europäischen Literaturtheorie voraus (Sontag, Susan. *Against Interpretation, and Other Essays*. New York: Farrar, Straus and Giroux, 1966). Ihre Forderung nach einer „erotics of art“ anstelle einer Hermeneutik sowie ihre Auffassung, dass die Aufgabe des Redens über Literatur nicht in deren Deutung bestünde, sondern allenfalls im Aufzeigen ihrer Beschaffenheit,

Künste vollzieht, rückt die *sensation* wieder in den Vordergrund: In Deutschland ist es Jauß, der in *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik* von 1991 in dezidiert Abkehr von Adorno deren Leistungen (und damit jene identifikatorischer Lektüren) wieder in den Vordergrund rückt.³² In Frankreich macht Barthes mit *Le plaisir du texte* (1973) in Abkehr vom Strukturalismus die Wollust (*jouissance*) am Unverstandenen und Wilden vor der gezähmten Lust (*plaisir*) am Verstandenen stark.³³ Barthes (dem der ‚einfache‘ Genuss als verdächtig, weil bürgerlich, erscheint) bleibt wie Jauß die *sensation* letztlich aber doch suspekt, weil sie in den Verdacht gerät, unkontrollierbar zu sein und/oder affirmativ. Und für beide sind Leser*innen letztlich körperlose, abstrakte Subjekte, die nicht in Kontexte eingebunden sind, kontemplativ genießen und keine nicht-literarischen Zwecke verfolgen. Daher tauchen bei Jauß und Barthes als Zeug*innen der Lektüre und ihrer Bedeutungen auch nicht konkrete Leser*innen auf, sondern literarische Texte. So interessieren Jauß nicht Leser*innen des *Werther*, sondern wie Werther und Lotte von Klopstock- und Ossian-Lektüren beeinflusst sind. Die Jauß'sche Metapher vom Text als Partitur (in *Literaturgeschichte als Provokation* zu finden) ist durchaus bestechend, aber es gälte, die Konsequenz daraus zu ziehen und ‚Aufführungen‘ zu analysieren und nicht die ihnen zugrunde liegenden Texte. Andernfalls bleibt die literarische Erfahrung ein abstraktes Konzept.³⁴

Vergleichbares gilt auch für viele andere Theorien literarischer Erfahrung, die zwar teilweise die begriffliche Uneinholbarkeit literarischer Erfahrung betonen, Alltagsleser*innen mit ihren Kontexten allerdings ausblenden oder, wie Wolfgang Iser, als in Textstrukturen impliziert konzipieren. Völlig unabhängig davon, ob in diesen Theorien literarische Erfahrung als Erfahrung eines Textsinns

gehen allerdings über einen programmatischen Anspruch nicht hinaus. Sontag thematisiert nicht, wie das Zusammenspiel von *sensation* und *meaning* aussieht oder wie *sensation* ohne *meaning* funktionieren könnte.

32 „Bewunderung, Rührung, Mitlachen, Mitweinen“ wird nur ein „ästhetischer Snobismus für vulgär halten“ (Jauß, Hans Robert. *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991. S. 51). In *Literaturgeschichte als Provokation* von 1967 hat Jauß einen solchen Snobismus allerdings durchaus noch gepflegt, wie er auch selbst eingesteht (ebd. S. 80).

33 Barthes, Roland. *Le plaisir du texte*. Paris: Seuil, 1973.

34 Und wenn Jauß an Leser*innen denkt, dann an ideale (kundige, professionelle), die ihre Lektüren reflektieren und zumindest im Prinzip alle Bezüge eines Textes realisieren können (vgl. Keitel, Evelyne. *Von den Gefühlen beim Lesen. Zur Lektüre amerikanischer Gegenwartsliteratur*. München: Wilhelm Fink, 1996. S. 56). Auch der Psychologie scheint die/der reflektierende, nüchterne Leser*in Modell zu stehen. So heißt es etwa an einer Stelle, Leser*innen müssten „von allen unreflektierten Identifizierungen mit dem Text, seinen Figuren, Motiven, Beziehungsangeboten etc. Abstand nehmen und Projektionen so gut es geht vermeiden“ (Angeloch, Dominic. „Philologie und Erfahrung. Aspekte einer Grundlegung der Philologie in der (ästhetischen) Erfahrung“. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung* 20 (2016): S. 53-70, S. 63). Das mag für wissenschaftliche Lektüren gelten, aber Alltagsleser*innen werden sich identifizieren, so viel sie wollen, die Lektüre abrechnen, wenn ihnen der Text nicht mehr zusagt, gewagte Interpretationen entwickeln etc.

(d. h. als Rekonstruktion der Intention von Autor*innen, wie bei Jean Bollack oder zuletzt bei Höhle),³⁵ als Erfahrung der Art und Weise, wie individuelle Leser*innen oder *interpretive communities* (Fish) versuchen, (Text-)Sinn zu produzieren (wie bei Gadamer, Jauß oder Fish) oder als Erfahrung des Scheiterns dieses Versuch (wie bei Derrida, Hartman, Bloom oder Miller) verstanden wird, wird Lesen meist als abstrakte, mentale Aktivität begriffen und nicht als *embodied activity*³⁶, die der Untersuchung konkreter, kontextualisierter Leser*innen bedürfte. Der Enaktivismus, die *cognitive poetics*³⁷ oder die kognitive Narratologie versuchen zwar zu berücksichtigen, dass man in konkreten Kontexten liest³⁸, aber auch das bleibt vielerorts graue Theorie, denn „[t]rotz ihrer Beachtung der kognitiven Voraussetzungen der Rezeption ist allerdings auch die kognitive Narratologie wesentlich an den Bedeutungen narrativer Texte interessiert“.³⁹

Zur Konstruktion literarischer Erfahrung

Theorien der literarischen Erfahrung sind subjektorientiert, blenden aber häufig aus, dass literarisch Handelnde von diskursiven, sozialen, materiellen und medialen (Vor-)Bedingungen abhängig sind. Literarische Erfahrung ist vorgeformt, weil Handelnde im literarischen Feld eine bestimmte Biographie haben und unter bestimmten Bedingungen literarisch handeln, die geprägt sind von Vor-Urteilen anderer, die bestimmte Texte als lesenswert angesehen haben und ansehen. Vor-Urteile begegnen oft in artikulierter Form, die literarische Erfahrung hängt also von expliziten Interpretationen anderer ab. Das Reden über Literatur – das in der frühesten Kindheit beginnt und stark beeinflusst von schulischen Zusammenhängen nicht nur Leser*innen, sondern *alle* literarisch Handelnden begleitet – prägt die literarische Erfahrung und ist natürlich seinerseits geprägt von bestimmten Diskursen und Bedingungen, die in der Kommunikation wiederum nur als versprachlichte Erfahrungszusammenhänge erscheinen können. Dies führt in der Folge zu komplexen und kaum entwirrbaren Interferenzen, Zirkeln und Feedback-Schleifen, die das, was an der Erfahrung implizit ist, immer wieder neu übersetzen und dabei notwendigerweise verfehlen müssen.

35 Auch wenn Höhle davon spricht, dass Verstehen eine „Erfahrungserkenntnis“ (Höhle. Kritik der verstehenden Vernunft (wie Anm. 1). S. 22) sei und daher einer Interpretation des zu Verstehenden bedürfe, ist er weit davon entfernt, eine Theorie der Erfahrung zu liefern. Vielmehr präsentiert er, wie viele andere Hermeneutiker*innen auch, eine Theorie der Rekonstruktion von Textsinn, zu der die verstehende Erfahrung die Methode bildet. Erfahrungserkenntnis ist bei Höhle zwar mehr als reines Denken, kann aber „im Prinzip sprachlich ausgedrückt werden“ (ebd. S. 24).

36 Vgl. dazu Littau. *Theories of Reading* (wie Anm. 30). S. 10 sowie 103-124.

37 Vgl. Stockwell, Peter. *Cognitive Poetics. An introduction*. London/New York: Routledge, 2002.

38 Zerweck. *Der cognitive turn* (wie Anm. 15). S. 221.

39 Ebd. S. 223.

Zu diesen (Vor-)Bedingungen gehören die Körperlichkeit der Leser*innen (kognitive und physische Voraussetzungen, die wiederum abhängig sind von Bildungsmöglichkeiten, ökonomischer Situation, zeitlichen Kapazitäten u. Ä. m.), deren Geschlechtszugehörigkeit, Alter und sozialer Status, die Situation des Lesens, die spezifische Medialität des Gelesenen (etwa Typographie, Aufmachung und Ausstattung eines Buches, eines Leseegerätes oder eines Bildschirms u. Ä. m.), der Literaturbetrieb im makroökonomischen Sinne (Verlage, Werbung, Buchhandlungen, Literaturkritik u. Ä. m.), die Warenförmigkeit von Literatur, das Bildungssystem (von vorschulischen bis zu universitären Institutionen), Kapitalformen im Bourdieuschen Sinne, wirtschaftliche und politische Machtbeziehungen und nicht zuletzt die Literaturwissenschaft selbst, wo ebenfalls konkrete Menschen mit einem Körper, mit (nicht gänzlich explizierbarer) Erfahrung und mit Gefühlen unter bestimmten juristischen, ökonomischen, institutionellen und politischen Bedingungen bestimmte Entscheidungen treffen.

Texte sind Siegfried J. Schmidt zufolge Medienangebote. Zu untersuchen, wie diese Angebote genutzt werden, erscheint unmöglich, wenn man die methodischen Schwierigkeiten angesichts der Komplexität des Kontextes und der Nicht-Explizierbarkeit von Erfahrung bedenkt – ein Grund, warum Arbeiten der empirischen oder kognitiven Literaturwissenschaft häufig im Programmatischen verbleiben oder wiederum auf die Analyse literarischer Texte ausweichen⁴⁰, die dabei zu Belegen für neurobiologische Thesen zu werden drohen. Empirischen Untersuchungen von Alltagsleser*innen, die valide sein wollen, bleiben im Grunde nur zwei Möglichkeiten, die in der Regel miteinander kombiniert sind: Das Kontextproblem wird ignoriert bzw. der Kontext bewusst ausgeblendet (indem man Leser*innen gleichsam unter Laborbedingungen lesen lässt), und/oder es wird versucht, somatische und neurologische Prozesse *direkt* zu untersuchen (also von der Interpretation von Aussagen und Texten

40 Und darum finden sich etwa auch in Marco Caracciolos zentraler Studie, die die „experimental dimension of narrative“ (Caracciolo, *Experientiality of Narrative* (wie Anm. 15. S. 4) untersuchen möchte und an dieser Stelle nur als Beispiel unter vielen herausgegriffen wird, nicht Analysen von Erfahrungsprozessen, sondern von Texten, auch wenn der Autor auf „the situated, embodied quality of readers’ engagement with stories and on how meaning emerges from the experiential *interaction* between texts and readers“ (ebd.) insistiert. (Die Kapitelüberschriften heißen etwa „Experience, Interaction, and Play in Julio Cortazar’s *Hopstoch*“, „Readers and Characters in Ian McEwan’s *On Chesil Beach*: A Case Study“ oder „Mental Myopia: Narrative Patterns and Experiential Texture in Vladimir Nabokov’s *The Defense*“.) Im Gegensatz zu vielen anderen, und dies ist Caracciolo zugute zu halten, reflektiert er dies jedoch im Wissen, dass es schwierig ist, die Komplexität psychologischer Prozesse in einem experimentellen Setting zu fassen (ebd. S. 10 und S. 11ff.). Caracciolo konzentriert sich daher „on the ways in which experience and experientiality can be *thematized* by stories“ (ebd. S. 80) oder „by a particular text“ (ebd. S. 181). Dass es durchaus eine lange, im deutschen Sprachraum bis in die 1980er Jahre zurückreichende Tradition empirischer Untersuchungen in den Literaturwissenschaften gibt, bleibt dabei leider unberücksichtigt.

auf Beobachtung umzustellen), um den unüberbrückbaren Graben zwischen literarischer Erfahrung und Aussagen darüber irgendwie zu vermeiden oder zu umgehen.

Aber niemand liest normalerweise im Labor, und die Untersuchung von somatischen und neurologischen Prozessen stehen vor einem Übersetzungsproblem, das nicht zu lösen ist, und zwar unabhängig davon, ob wahrnehmbare Körperreaktionen – Hautwiderstand und Gänsehaut, Schwitzen, Zittern, Augenbewegungen, Tränenfluss etc.⁴¹ – oder über bestimmte bildgebende Verfahren nicht direkt beobachtbare erhöhte Nervenzellenaktivität⁴² aufgezeichnet werden. Von Nervenzellenaktivität auf das zu schließen, was und wie Menschen verstehen, ist aus unterschiedlichen Gründen problematisch: Erstens ist die Wissenschaft selbst ein Aussagesystem, das in verbalsprachliche Zeichen übersetzen muss.⁴³ Zweitens kann „die Richtigkeit der angenommenen Korrelation zwischen Gehirnzustand und supervenierenden Gedanken nur durch Kommunikation mit der Versuchsperson getestet werden“.⁴⁴ Drittens sind Leser*innen, wenn sie über ihre Lektüren Auskunft geben, selbst Erzeuger*innen eines Prozesses, den sie verstehen wollen, was zu Feedback-Schleifen führt. Viertens ziehen die Formulierungskompetenzen von Leser*innen (die weit hinter ihren Verstehenskompetenzen zurückbleiben können) und Tabus eine Grenze der Sagbarkeit. Fünftens kann die kognitive Literaturwissenschaft nur den proximalen Term von Verstehensleistungen (also behaviorale, physiologische und neuronale *Korrelate*) in den Blick nehmen, was über die Formen der spezifischen Verarbeitung des unterschwellig Erfahrenen auf der Ebene des Distalen, dem die Aufmerksamkeit der Leser*innen gilt, nicht Auskunft geben kann. (Die Daten, die die Neurowissenschaften liefern, sind Daten über gereizte Nervenzellen und

41 Vgl. dazu die Untersuchungen Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik in Frankfurt.

42 Zu solchen bildgebenden Verfahren zählen die Elektroenzephalografie, die Spannungszustände auf der Kopfoberfläche misst, funktionelle Magnetresonanztomografie, die die Intensität des Blutdurchflusses bzw. durch das Spritzen eines Farbstoffes die Aktivität von bestimmten Stoffwechsellzymen anzeigt (Zeki, Semir. *Glanz und Elend des Gehirns. Neurobiologie im Spiegel von Kunst, Musik und Literatur*. Basel: Ernst Reinhardt, 2010. S. 25ff.) oder die Positronen-Emissions-Tomografie, die auf der Basis schwach radioaktiver Substanzen Gehirnaktivität anzeigt (Bösel, Rainer. „Ästhetisches Empfinden: neuropsychologische Zugänge“. *Dimensionen ästhetischer Erfahrung*. Hg. Joachim Küpper/Christoph Menke. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2016. S. 264-283, S. 278ff.).

43 Nicht immer wird reflektiert, dass auch die wissenschaftliche Sprache mehr ist als eine Interpretation von Daten. Sie konstruiert vielmehr über Begriffe das, was sie neutral zu beschreiben meint, und verschleiert solchermaßen unbewusst die unüberbrückbare Kluft zwischen impliziter Erfahrung und ihrer Explizierung. Aus der Intensität der Durchblutung im Gehirn darauf zu schließen, dass die „Erfahrung der Schönheit vermessen“ werden könnte (so der der Gehirnforscher Semir Zeki am 3.1.2019 im *Zeit Magazin*), ist ein sehr hoher Anspruch, der zumindest durch Zekis bekanntes Buch *Glanz und Elend des Gehirns. Neurobiologie im Spiegel von Kunst, Musik und Literatur* nicht eingelöst werden kann.

44 Höhle. Kritik der verstehenden Vernunft (wie Anm. 1). S. 65.

nicht über die Art und Weise, wie diese von den Personen interpretiert werden.⁴⁵) Sechstens sind die genannten Korrelate (also körperliche Reaktionen) im Vergleich zu den damit verbundenen Erfahrungen nicht nur unterkomplex, sondern auch unzuverlässig. (Vereinfacht formuliert: Nicht alle Leser*innen beginnen zu zittern oder zu schwitzen, wenn sie sich fürchten. Und nicht alle Leser*innen, die zittern oder schwitzen, fürchten sich.)

Es gilt also: Erfahrung ist *immer* nur als Aussage darüber verfügbar, ist also immer, wenn man sie untersuchen möchte, verbalsprachlich interpretierte Erfahrung. Und Literaturwissenschaft ihrerseits kann immer nur eine Interpretation sein, die die literarische Erfahrung von Leser*innen nicht abbildet, sondern genau genommen erst hervorbringt. Dies gilt auch für ‚harte‘, quantitative Verfahren, etwa bei der Arbeit mit Fragebögen, bei der Wissenschaftler*innen Entscheidungen über die Auswahl der Themen, der ‚Versuchspersonen‘, der Texte, des Untersuchungssettings und der Fragestellungen treffen und somit einen Kontext erst kreieren. Da Kontexte „erst durch komplexe Interpretationsakte [entstehen]“⁴⁶ und „auf heuristisch geleiteten Selektions- und Rekombinationsoperationen [beruhen]“⁴⁶, sind die literarischen Erfahrungen von Alltagsleser*innen in dem Moment, in dem sie untersucht werden, von Entscheidungen von Wissenschaftler*innen abhängig.⁴⁷

Wissenschaft ist nicht einfach Beobachtung, sondern konstruiert seinen Gegenstand, und die Aussagen der Leser*innen sind nicht nur deren Konstrukte, sondern auch solche von Wissenschaftler*innen, deren Erfahrung sich ja ebenso durch die wissenschaftliche Arbeit verändert. Um Entscheidungen treffen zu können, benötigen Wissenschaftler*innen eine ‚starke‘ Theorie⁴⁸, d. h. eine, die eine Perspektive einnimmt, die also Position bezieht, was schon bei der Frage beginnt, was überhaupt wichtig ist. ‚Starke‘ Theorien können nicht ersetzt werden, weder in den Wissenschaften noch im alltäglichen (sozialen und

45 „The problem of how to relate physical states of the brain with conscious mental states is known in the philosophy of mind as the ‚hard problem of consciousness“ (Caracciolo. *Experientiality of Narrative* (wie Anm. 15). S. 14).

46 Engel, Manfred. „Kontexte und Kontextrelevanzen in der Literaturwissenschaft“. *KulturPoetik* 18,1 (2018): S. 71-89, S. 74 (Hervorh. im Original).

47 Und doch wäre es irreführend, einen Gegensatz zwischen ‚natürlichen‘ bzw. ‚normalen‘ Lektüren auf der einen Seite und ‚künstlichen‘ bzw. ‚konstruierten‘, in die Alltagsleser*innen durch Wissenschaftler*innen eingebunden werden, auf der anderen Seite aufzuziehen. Es mag schon sein, dass im zweiten Fall die Relevanzkriterien des Lesens nicht von den Leser*innen selbst festgelegt werden, allerdings gibt es auch bei den vermeintlich ‚natürlichen‘ bzw. ‚normalen‘ Lektüren Vorabentscheidungen, die nicht von den Leser*innen, sondern von anderen (etwa von Verleger*innen, Buchhändler*innen, Kritiker*innen oder Lehrer*innen) getroffen werden. Dass Entscheidungen im wissenschaftlichen Setting empirischer Untersuchungen reflektiert, explizit, präzise und zielorientiert sind und damit gewissermaßen dem ‚natürlichen Habitat‘ des Literaturbetriebs mit seiner Vielzahl an impliziten und teils zufälligen Entscheidungsprozessen entgegenstehen, ist klar, ändert aber nichts daran, dass man es in beiden Fällen mit konstruierten Situationen zu tun hat.

48 Han, Byung-Chul. *Agonie des Eros*. Berlin: Matthes & Seitz, 2012. S. 62.

politischen) Handeln⁴⁹, durch die digitale Verarbeitung von Daten, so verführerisch die Möglichkeiten digitaler Datenerfassung und -verarbeitung auch sein mögen. Der Glaube, dass das theoriegeleitete, wissenschaftliche Interpretieren durch den Aufweis von Mustern und Korrelationen ersetzt werden könne, führt aber in die Irre.

Die Untersuchung von literarischen Erfahrungen von Alltagsleser*innen mit Hilfe von quantitativen Verfahren mag Ansprüche wissenschaftlicher Objektivität erfüllen, kann aber der Komplexität und der Nicht-Explizierbarkeit von Erfahrung methodisch nur schwer gerecht werden. Dazu benötigt man qualitative Verfahren, die sich zudem über einen längeren Zeitpunkt erstrecken müssen, um Lektüreprozesse begleiten zu können. Denn so, wie man bei der Untersuchung einer sensomotorischen Tätigkeit einen Bewegungsablauf untersuchen muss, wird auch literarische Erfahrung erst dann ‚beobachtbar‘, wenn Wissenschaftler*innen mit Leser*innen in einen Dialog eintreten, der *Lektüreprozesse* stimuliert und simuliert. Am Beispiel formuliert: In der Regel lesen Alltagsleser*innen Romane nicht in einem Zug und auch nicht im Labor, sondern über einen längeren Zeitraum, der durch (für den wissenschaftlichen Prozess nicht einsehbare) Erlebnisse unterschiedlichster Art und Weise unterbrochen wird und durchzogen ist. Nur ein qualitativer Prozess, bei dem die Wissenschaftler*innen Teil dieser Erfahrungswelt werden, ist imstande, dialogisch komplexere Erfahrungen zu generieren und gleichzeitig zu beobachten. Salopp formuliert: Man muss Leser*innen zum ‚Ausbuchstabieren‘ und zum Ausdifferenzieren ‚zwingen‘ und aus ihnen etwas ‚herauskitzeln‘, was in ihnen noch gar nicht versprochen vorhanden ist, sondern der Kommunikation bedarf, um eine Sprache zu finden.

In einem sozialen Kontext, d. h. in einer Lesegruppe⁵⁰, ist die Simulation wirklichkeitsnäher, weil trotz der Tatsache, dass Lesen in der Regel ein stiller Prozess ist, sich Erfahrung, wie schon argumentiert wurde, in sozialen Kontexten bildet. Dass die untersuchenden Wissenschaftler*innen in den Lese- und Reflexionsprozess eingreifen – schon alleine durch die Wahl des Settings etwa bei Interviews, aber noch viel direkter und unvermittelter bei einem Gruppendiskussionsverfahren, bei dem die Wissenschaftler*innen Teil der Gruppe sind – ist dabei nicht nur ein unvermeidbarer (und immer zu reflektierender) Nebeneffekt, sondern zentraler Bestandteil der Methode, denn ohne methodische und theoretische Gerichtetheit wird literarische Erfahrungen von Alltagsleser*innen kaum adäquat zugänglich gemacht werden können. Noch einmal anders gefasst: Nur in beobachtbaren Lesekontexten werden auch beobachtbare Leseereignisse im Sinne von *sensations* generiert. Je ‚weicher‘ der Prozess – und das Gruppendiskussionsverfahren dürfte eines der ‚weichsten‘ Verfahren sein, die die

49 Stockwell (*Cognitive Poetics and Literary Theory* (wie Anm. 4). S. 147) weist zu Recht darauf hin, dass jede Entscheidung in den Wissenschaften ideologisch ist.

50 Die sich über einen längeren Zeitraum hinweg regelmäßig trifft, um über literarische Texte und Lektüree Erfahrungen zu sprechen, und deren Gespräche aufgezeichnet werden.

empirischen Sozial- und Geisteswissenschaften kennen⁵¹ –, desto näher kommt man zwar der Komplexität literarischer Erfahrungen und ihren impliziten Anteilen, desto weiter entfernt ist man allerdings von den Ansprüchen wissenschaftlicher Explizierbarkeit, Neutralität und Objektivierbarkeit. Und so wie literarische Erfahrungen schlechterdings nicht wiederholbar und auch nicht überprüfbar sind (weil jede ‚Überprüfung‘ diese sofort wieder verändert), so ist es auch der wissenschaftliche Prozess in dem Falle nicht. Allenfalls kann er Plausibilität beanspruchen.

Wenn man einen literarischen Text als Partitur oder als Inszenierung eines Theaterstücks ansieht⁵², dann wäre der Leseprozess ein konkretes Konzert oder eine konkrete Theateraufführung. Wer die Erfahrungen von Zuschauer*innen und Leser*innen untersuchen möchte, darf seinen Blick nicht (nur) auf die Bühne richten, sondern muss das Publikum in einen Reflexionsprozess verwickeln, der komplexe Aussagen generiert und dessen Teil jene Wissenschaftler*innen sind, die dies tun. Dieser Prozess ist nicht planbar und führt zu Feedback-Schleifen, die von den Untersuchenden in wissenschaftlichen Publikationen wiederum so erklärt werden müssen, dass dies für andere Wissenschaftler*innen, die die ‚Aufführung‘ nicht ‚besucht‘ haben, plausibel wird. Der wissenschaftliche Prozess ist, wie schon angedeutet, selbst ein erfahrungsgeleiteter Prozess, der die Beteiligten verändert und eigentlich wiederum von anderen beobachtet werden müsste, was zu weiteren Feedback-Schleifen führen würde, die sich letztlich wiederum auf die literarischen Texte auswirken würden, denn Wissenschaftler*innen unterrichten meist an Universitäten, und aus den Studierenden werden Leser*innen, die dann wiederum Literatur produzieren, unterrichten, oder verkaufen usw. usf. – das alles ist ganz konkret mitgemeint, wenn man Kognition (Lesen) als *embodied*, d. h. als individuelle Erfahrung, und als kollektives Tun gleichermaßen betrachtet.

51 Vgl. dazu Sexl. Literarische Erfahrung (wie Anm. 26), wo ich ein solches Verfahren – über mehrere Jahre habe ich mich mit einer Gruppe von sechs Krankenpflegerinnen einmal im Monat getroffen, um mit ihnen literarische Texte zu lesen und Lektüre- wie Berufserfahrungen zu reflektieren – und seine methodischen und erkenntnistheoretischen Implikationen, die im vorliegenden Beitrag nur angerissen werden können, ausführlich beschrieben habe: Nicht einmal angerissen werden können die ideologischen, ethischen oder moralischen Implikationen einer solchen wissenschaftlichen Arbeit. Die Antwort auf die einfache Frage, ob man als Wissenschaftler*in überhaupt so arbeiten ‚darf‘, bedürfte einer sehr vielschichtigen Antwort, die sich unter anderem mit Macht und Geschlechterrollen beschäftigt (das Verhältnis zwischen den meist männlichen Ärzten und den meist weiblichen Krankenpflegerinnen ebenso betreffend wie das zwischen dem männlichen Wissenschaftler und den sechs Leserinnen) und hier nicht weiter verfolgt werden kann.

52 Vgl. dazu Fischer-Lichte, Erika. *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.